

VON DER ABRUCH- ZUR AUFBAUGEMEINDE

JÜDISCHE MIGRATIONSBEWEGUNGEN IN DEUTSCHLAND

Anfang 1999 hatten die jüdischen Gemeinden in Deutschland etwa 74 000 Mitglieder – das sind fast drei Mal so viel wie noch 1990, aber nicht einmal die Hälfte von der Mitgliederzahl, die allein die jüdische Gemeinde von Berlin vor 1933 hatte. Zu den wenigen deutschen Juden, die das Nazi-Morden überlebt haben, kamen nach Kriegsende vor allem ungarische, tschechoslowakische und polnische Juden aus den KZs. Der größte Teil wanderte noch 1948 und 1952 in den neu gegründeten Staat Israel aus, andere in die USA. Einige entschlossen sich aus verschiedenen Gründen zu bleiben, obwohl Deutschland erst nur Durchgangsstation sein sollte und die Gemeinden als Abbruch- oder Liquidationsgemeinden gedacht waren - Liquidation dessen, was die Nazis übrig gelassen hatten. War die vordergründigste Aufgabe der neuen 'alten' Gemeinde in den Nachkriegsjahren die Betreuung von Shoah-Überlebenden - von Displaced persons, von Menschen, die oftmals jeden Lebenssinn und ihre materielle Existenz verloren hatten -, so kam bereits in den 50er Jahren ein neues Feld hinzu: die Integration von neuen Flüchtlingen. Politische Konflikte im Iran, die Ereignisse in Ungarn 1956, der Prager Frühling, fortwährender Antisemitismus in den ost- und südosteuropäischen Staaten, aber auch die stalinistisch-antizionistische DDR-Politik zeitigten eine permanente, wenn auch zahlenmäßig relativ kleine Einwanderungsbewegung. Schon seit Anfang der 70er Jahre fanden auch sowjetische Juden durch die Intervention Heinz Galinskis, des damaligen Zentralratsvorsitzenden, im kleineren Rahmen Aufnahme, vor allem in Westberlin.

Diese kleinen Einwanderungswellen schlugen sich jedoch kaum in einer Vergrößerung der Gemeinden nieder, da gleichzeitig eine starke Fluktuation ins Ausland und vielfach höhere Sterbe- als Geburtenraten bestanden. Die Mitgliederzahlen stagnierten so von Mitte der 60er Jahre bis Ende der 80er Jahre, in einigen Jahren waren sie sogar rückläufig. Erst die sowjetische Immigration seit 1990 machte sich in einer steilen Zuwachsrate bemerkbar. Es kam durch die Einwanderung zu mehreren Gemeindeneugründungen, und Kleingemeinden haben ihren Mitgliederstamm vervielfacht. Verglichen mit den neuen Bundesländern hatten die Altbundesländer jedoch bereits vor der sowjetischen Einwanderung eine starke Mitgliederschaft. In der DDR inkl. Ostberlin waren bis zur Vereinigung insgesamt lediglich 250 bis 300 Juden in den Gemeinden eingetragen. Die Gemeinde Potsdam z.B. bestand 1989 nur noch aus einem Mitglied; sie wurde quasi durch die Zuwanderer neu gegründet und hatte Anfang 1999 440 Mitglieder, ähnlich wie die Thüringer Gemeinde mit etwa 450 Mitgliedern. Die Migrantenzahl selbst ist in den neuen Bundesländern jedoch erheblich höher als die der Gemeindemitglieder. Die Orte, in die Migranten eingewiesen werden, haben häufig keinen Anschluß an die Gemeinden. Zum anderen ist der Anreiz, einer Gemeinde beizutreten, geringer als in den "West-Gemeinden", die ihren Mitgliedern mehr soziale, kulturelle und religiöse Angebote machen können. So leben derzeit unter 5 % aller Mitglieder Jüdischer Gemeinden in den Neubundesländern. In ihren Gemeinden machen sie jedoch ebenfalls die Majorität aus.

Wer sind nun diese Migranten? Zunächst ist es eine Palette von Gründen, bei denen Antisemitismus eher als latente, u.U. Panik erzeugende Größe mitwirkt, die sowjetische Juden zum Auswandern veranlaßt (hat): Nationalitätenkonflikte, Umweltkatastrophen, Perspektivlosigkeit für die nachwachsende Generation, fehlende soziale Absicherung der Älteren, berufliche Beschränkungen oder die instabile wirtschaftliche und politische Lage, und auf der anderen Seite hohe Erwartungen an Deutschland und die Zuversicht auf eine sichere Zukunft. Der bleibende Zustrom ist daneben der Sogwirkung durch bereits migrierte Angehörige und Freunde bzw. dem Wunsch, in ihrer Nähe zu leben, zu verdanken. Die Entscheidung der Bundesrepublik, ihre Einreise zu gestatten, verfestigt die mehrheitliche Ansicht der Migranten, die Deutschen hätten aus der Vergangenheit gelernt, obwohl sie die politische Situation nach längerem Aufenthalt als bedenklich einschätzen und antisemitische bzw. fremdenfeindliche Vorfälle im Zeitverlauf zunehmen. Da die USA, das Traumland sowjetischer Juden, die Einwanderung stark beschränkt hat und Israel von vielen als politisch/wirtschaftlich zu unsicher oder als zu fremd/orientalisch angesehen wird, bleibt Deutschland in der Wahrnehmung (bzw. Erwartung) der Zuwanderer die günstigste Alternative: reich, weltoffen, europäisch, ähnlich.

Die Migranten kommen aus einem Vielvölkerstaat, der fast fünfmal größer als das restliche Europa war und sind trotz starker "Russifizierung"/"Sowjetisierung" durch sehr heterogene Umgebungskulturen, Landschaften, Berufe und Familienstrukturen geprägt. Über neunzig Prozent wurden im europäischen Teil der UdSSR geboren. Doch kommt nur ein Drittel der sog. "russischen" Juden aus Rußland; vierzig Prozent sind aus der Ukraine, über zwanzig aus dem Baltikum, Weißrußland und Moldawien, der Rest aus dem Kaukasus und Mittelasien. Zudem macht die gewollte

und ungewollte Mobilität der osteuropäischen Juden, ihre Verbindung mit anderen Ethnien, die mehrmalige Veränderung der sowjetischen Grenzen einen großen Teil von ihnen nicht nur zu Wanderern zwischen zwei, sondern mehreren Welten.¹

Durch die Kettenwanderung, die stufenweise Migration gesamter Verbände familiär, sozial und örtlich verbundener Personen ist die Altersstruktur mit mehr als 30 % über 60-jähriger und nur 14 % unter 18-jähriger ein Spiegelbild des zurückgebliebenen Teils der Ethnie, die durch Überalterung und geringe Geburtenraten gekennzeichnet ist. Damit ist die jüdische Zuwanderergruppe deutlich älter als andere Migrantepopulationen, ein Bild, das jedoch mit der Überalterung in allen Diasporagemeinden der Welt korrespondiert. Fast die Hälfte aller Juden in Deutschland ist zur Jahrtausendwende über 50 Jahre alt, und die von Gemeindefunktionären häufig geäußerte Hoffnung auf eine Verjüngung der Gemeinden durch die Immigration ist so derzeit auch nur z.T. berechtigt.

Ein weiteres Spezifikum: Über zwei Drittel der jüdischen Migranten sind Akademiker. Männer und Frauen sind gleichermaßen gut ausgebildet, Frauen häufig auch in klassisch "männlichen" Berufen. Ingenieure bilden die größte Einzelgruppe, gefolgt von Lehrern, Ärzten, Ökonomen, Musikern und anderen Kunstschaffenden. Sie waren in der früheren UdSSR i.d.R. durchgängig beschäftigt, häufig auch über das Rentenalter hinaus, und bezogen ihre gesellschaftliche Akzeptanz aus meist guten beruflichen Positionen.

An deren Stelle treten mit der Migration zunächst massive Erwartungsenttäuschungen, ein plötzlicher sozialer Abstieg und eine Art Bittstellerposition. Der frühere Werkdirektor mit der großen Wohnung im Zentrum Moskaus wird zum arbeitslosen Bewohner einer Massenunterkunft am Stadtrand. Die Migration bedeutet eine neue Sprache, neue Normen und eine für den "homo sovieticus" ungewohnte Eigeninitiative und -verantwortlichkeit; sie bedeutet Entwurzelung aus gewohnten Bahnen, Entwertung von Lebensläufen und Selbstbildern, den Verlust von Heimat und Handlungssicherheit.²

Für viele ist die Migration jedoch auch Chance und Herausforderung, oft erleichtert durch die großstädtische Prägung und Leistungsorientiertheit der Migranten und ihre Anpassungs- wie Improvisationsfähigkeit. Das Gros löst Orientierungskrisen, fehlende Zugänge und problematische Konstellationen in der neuen Umwelt auf innovative und risikofreudige Weise, findet individuelle Problemlösungsstrategien und hinterfragt etablierte Strukturen emotionsneutral nach dem Kosten-Nutzen-Prinzip.³

Verweise auf das hohe Mobilitätspotential der Gruppe zeigen sich vor allem im Wohn- und Beschäftigungsbereich. Die Zuwanderer stammen fast ausnahmslos aus Großstädten, und einem erheblichen Teil derer, die in ein Dorf oder in eine Kleinstadt eingewiesen wurden, ist es trotz Sprachbarrieren, eines überlasteten Marktes und bürokratischer Hürden gelungen, ihren Vorstellungen entsprechende Wohnungen zu finden, sich regionalen (auch vermeintlichen) Disparitäten durch Abwanderung zu entziehen, den Wohnsitz in die gewünschte Großstadt zu verlegen und Familienangehörige nachziehen zu lassen.⁴

In den Wohnpräferenzen zeigen sich die geronnenen sozial-räumlichen Erfahrungen der Migranten. Besonders von Älteren wird rational nach einer Überschaubarkeit des Lebensumfeldes und dem oft beschränkten Aktionsradius entschieden: Kurze Wege zum Sozialamt und Supermarkt, die Bahn vor der Tür und die Tochter in der Nebenstraße vermitteln eine gewisse Sicherheit. Anders jedoch als noch in der Sowjetunion wird der Wunsch nach einer räumlichen Trennung meist der Kinder von den Eltern mit steigender Aufenthaltsdauer und der Übernahme hiesiger Normen und Möglichkeiten immer deutlicher: Familiensolidarität ist keine notwendige Verpflichtung mehr, wohlfahrtsstaatliche Leistungen - wie Heimunterbringung und Pflegeversicherung - greifen auch für die Älteren; daneben gibt es wenig Wohnungen, in denen mehrere Generationen zusammenleben könnten, und dem beschleunigten Lebensrhythmus der Jüngeren steht ein verlangsamter der Alten gegenüber, die die neuen Normen und Werte, die das Verhalten ihrer Kinder und Enkel zu bestimmen beginnen, kaum nachvollziehen können.⁵

Dennoch streben auch Jüngere danach, zumindest in der Nähe von Verwandten und Freunden zu leben. Der Wunsch eines Großteils der Migranten "unter sich bleiben" zu wollen, ist nicht nur für den Wohnbereich typisch. Die gewünschte Segregation geht mit dem hohen Wert, der auf soziale Beziehungen und Kommunikation innerhalb der eigenen Familie/Gruppe gelegt wird und mit der Distanzierung gegenüber Teilen der Gesamt migrantengruppe einher. Das Sozialverhalten ähnelt dem in der Heimat - Beziehungen werden nach regionaler Herkunft, politischer Anschauung und gesellschaftlicher Position aufgebaut oder weitergeführt. Geheiratet wird bislang fast ausschließlich

unter Zuwanderern, die nicht unbedingt der jüdischen Gruppe, wohl aber der russischsprachigen angehören und teilweise aus der GUS oder Israel "importiert" werden. Sukzessiv steigende Geburtenzahlen sind Indiz für ein allmähliches "Sich-Einrichten".

Ungeachtet dessen spielt sich das Leben der Migranten weitgehend unabhängig von der Umgebungsgesellschaft ab oder läuft neben ihr her. Die Einschätzung ihrer neuen - deutschen wie jüdischen - Umwelt fällt vielen um so schwerer, als sie "Abwehr und Umarmung" gleichermaßen erfahren und zwischen Ausgrenzung und partieller Subventionierung kaum die vorhandene "Mitte" zu finden vermögen. Informelle Kontakte zu Deutschen sind bislang selten und finden dort statt, wo Kontakthäufigkeit gegeben ist, meist ohne zu positiven Beziehungen zu führen: Die Immigration hat Juden wieder in das Wahrnehmungsfeld der Umgebung gerückt: Deutsche Ausländervereine eröffnen "jüdische Filialen" und Reisebüros bieten russischsprachige Reisen an; jüdische Kultur, jüdische Restaurants oder schlicht Juden sind "in". Einerseits profitieren auch Migranten davon, wenn sie diese "Marktlücken" füllen können, andererseits schlägt die Anteilnahme der interessierten Öffentlichkeit häufig in Distanzierung um, wenn sich die "romantischen" Vorstellungen nicht erfüllen und auch Juden "nur" Normalbiographien haben.⁶

Ältere Migranten und orientalische Juden bewältigen diese Anforderungen der neuen Umgebung (z.B. den Spracherwerb) und den Verlust ihrer gesellschaftlichen Positionen und sozialen Beziehungen am schlechtesten und leben am häufigsten isoliert. Intensivere Kontakte zu Deutschen sind bei ihnen noch seltener als bei den jüngeren Migranten, von denen ein Teil die deutsche Sprache bislang ebenso unzulänglich beherrscht oder "unter sich" bleiben und die bisherige Lebensweise beibehalten möchte. Die relative Vollständigkeit der ethnischen Einrichtungen und die Größe der Gruppe bildet - vor allem in Berlin und einigen westdeutschen Großstädten - eine tragfähige Basis für Eigenabgrenzungen oder den Erhalt und Ausbau gewohnter Kultur- und Beziehungsmuster. Die "ethnic community", die sich in eigenen Zeitungen, Vereinen und einem internen Arbeitsmarkt herausbildet, bedient oder kompensiert die Bedürfnisse nach Bindung und Reorganisation ohne Neuanpassung. Mit ihr versuchen sich die Migranten den ungünstigen äußeren Bedingungen zu entziehen, denn ihr berufliches Potential liegt noch weitgehend brach - aufgrund fehlender Zugänge, mangelnder Sprachkompetenzen oder nichtanerkannter Berufsabschlüsse wie im medizinischen oder pädagogischen Bereich. Damit wird die "Subkultur" zur Voraussetzung für eine Eingliederung, behindert sie aber gleichzeitig, wenn lediglich funktional unumgängliche Basisorientierungen und -qualifikationen erworben werden.⁷

Aber auch zwischen Migranten und einheimischen Juden sind gegenseitige Abgrenzungen und Erwartungsenttäuschungen festzustellen: Zum einen gingen die meisten Zuwanderer bei ihrer Ankunft davon aus, daß sie in "reiche" Gemeinden kommen, die sie allumfassend für all ihre bisherigen Defizite entschädigen werden, eine Erwartung, mit der die Gemeinden natürlich hoffnungslos überfordert sind. Vielen Neuzuwanderern reicht also die Hilfe der Jüdischen Gemeinden - die im Sinne der jüdischen Sozialprinzipien eigentlich Hilfe zur Selbsthilfe sein sollte - nicht weit genug, und sie sind in gemeindepolitischen Repräsentanzorganen noch kaum vertreten. Auf der anderen Seite fühlt sich ein Teil der alteingesessenen Mitglieder, deren Problemen zuvor die gesamte Aufmerksamkeit galt, vernachlässigt und benachteiligt bzw. infolge der Sprach- und Kulturdominanz der Migranten im Abseits. Zudem gehen sie davon aus, daß die Zuwanderer aus einem großen Gefängnis kommen, wo die Unterdrückung alle Aspekte des Alltags betroffen haben muß, und daß sie eine Partizipation an der jüdischen Gemeinschaft ersehnen, die ihnen bisher versagt war. Dementsprechend zufrieden und "dankbar" für alles, was ihnen hier geboten wird, sollen sie sein, und dementsprechend aktiv müßten sie nun hier werden. Der Wunsch nach (nichterwerbstätigkeitsschaffender) Teilhabe an der Gestaltung der Gemeinde ist bislang jedoch noch wenig ausgeprägt. Ein Teil der Zuwanderer strebt den Kontakt zu Jüdischen Gemeinden auch nicht an oder kann nach jüdischem Recht nicht Mitglied einer Gemeinde werden. Für etliche einheimische Juden sind die Migranten wiederum homogen "Russen" oder "zu wenig jüdisch".

Deren Selbstdefinition ist ähnlich indifferent: in über 70 Jahren Sowjetmacht größtenteils abgeschnitten vom Judentum, bewahrten sie ihre jüdische Identität oft nur durch den Paßeintrag "Jude" und die Reaktionen ihrer Umwelt. Interethnische Familien machen weit über ein Drittel der Gesamtgruppe aus, und das kulturell-religiöse Wissen über das Judentum und entsprechende Bindungen sind insgesamt gering. Doch wird in einem Land, das ihnen bislang fremd geblieben ist, das Verbindungsglied des "Jüdisch-Seins" - neben den Hilfsmöglichkeiten, die die Gemeinden anbieten können - für viele Auslöser dafür, sich näher oder wieder für das Judentum und die eigenen Wurzeln zu interessieren.

Die großen jüdischen Gemeinden verfügten bereits vor dieser letzten Einwanderungswelle über ein verzweigtes sozial-kulturelles Netz mit Gemeindehäusern, Synagogen, Kindergärten, Schulen, Seniorenzentren, Beratungsstellen oder von der ZWST organisierten Kurs- und Erholungsprogrammen, das nun - stark erweitert - auch den neuen Mitgliedern zur Verfügung steht. Dies soll jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die strukturellen und finanziellen Kapazitäten der Gemeinden durch die Größe der Gruppe überfordert sind. In vielen kleineren Gemeinden wird immer noch Notversorgung und Improvisation betrieben. Aus deren Sicht ist es zudem problematisch, wenn sich die Wünsche der Zuwanderer ausschließlich auf Beratung, Konfliktbewältigung, finanzielle Unterstützung oder die Bereitstellung von Arbeitsplätzen oder Wohnungen beschränken. Bislang ist es den Gemeinden so bundesweit weder hinlänglich gelungen, über ihre neue Rolle als "Dienstleistungsgroßunternehmen" hinaus auch die Notwendigkeit gemeindegestalterischer Aktivitäten oder Pflichten an ihre neuen Mitglieder zu vermitteln, noch sich an den neueren israelischen Konzepten zu orientieren, die nach langjähriger Erfahrung mit Einwanderern in die Richtung gehen, die Abhängigkeit von Integrationseinrichtungen und vorhandene Passivität abzubauen, indem die Migranten unter anderem nicht mehr ganzheitlich "an die Hand" genommen werden. Und ihr eigentliches Anliegen, Judentum weiterzugeben und zu binden, gelingt den Gemeinden bis dato allenfalls bei der jüngsten Generation und den ganz Alten. Mehr zu wollen, ist auch unrealistisch. Die altansässigen Juden erwarten etwas von den "Neuen", was sie selbst in der Mehrzahl kaum noch haben: Religions- und Traditionsbewußtsein, und monieren an ihnen, was sie noch nicht haben: ein weniger ideologisiertes/politisierendes Verhältnis zur Umgebungsgesellschaft bzw. ein weniger schlechtes Gewissen bei der Symbiose mit ihr. Dennoch wird es ihre Aufgabe bleiben, die Migranten in ihrer Identitätsfindung als Juden zu bestärken, sie ihrer Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft zu vergewissern, stark hilfsbedürftige Gruppen wie Kinder und alte Menschen in besonderem Maße einzubinden und andererseits (auch auf die Gefahr einer noch stärkeren Verwässerung der jüdischen Kultur oder ihre Veränderung in eine "jüdisch-russische" Variante hin) von ihnen zu lernen und ihre Offenheit, Flexibilität und ihre brachliegenden Potentiale zu nutzen.

Judith Kessler

ANMERKUNGEN:

1."Großmutter hat mir deutsch beigebracht, sie kommt aus Tschernowitz. Opa war auch aus der Bukowina. Mein Vater und ich sind in Kiew geboren. Mütterlicherseits kommen sie aber aus Rußland. Im Krieg sind sie nach Mittelasien evakuiert worden. Da hat meine Oma einen Usbeken geheiratet. Meine Mutter ist auch da geboren. Hätte sie nicht den Studienplatz in Kiew bekommen, wäre sie bestimmt dort geblieben. Sie ist inzwischen nach Israel gegangen. Wo ich hingehöre, weiß ich nicht." (O., Schauspielerin, 28)

2."Ich bin ein Nichts hier. Alle haben mich geachtet zu Hause und als Ärztin - hab doch gearbeitet, die Enkel versorgt, gekocht - alles. Und jetzt weiß ich nicht mal, welche Äpfel am besten schmecken. Alles ist so kompliziert. Ich bin ein Nichts. Dabei hab ich immer gearbeitet, den Krieg überlebt. Dafür, daß ich jetzt beim Sozialamt betteln gehen muß." (Ch., Rentnerin, 68)

3."Die Ausreise war mein Glück. Ich kann den ganzen Tag Klavier spielen, brauche nicht mehr wegen jeder Kleinigkeit stundenlang anstehen, und wenn ich jetzt nur den zweiten Preis bekomme, weiß ich, daß ich schlecht gespielt habe und daß es nicht wegen der Nationalität ist." (E., Pianistin, 38)

"Erst war ich wie lahmgelegt. Hab gewartet, daß jemand kommt und alles regelt. Jetzt finde ich es viel besser als früher, wo alles vorgeschrieben war. Ich kann studieren, was und wie ich will. Ich sage mir immer: 'Junge, jetzt wird was aus dir'." (O., Student, 27)

4."Wir haben eine Odyssee hinter uns. Vom ersten Tag an wollten wir nach Berlin. Wir waren erst in einem Wohnheim auf dem Land, dann wurden wir umgesiedelt. Das zweite Wohnheim wurde geschlossen, und wir haben eine Wohnung auf dem Dorf bekommen. Die Leute waren sehr nett. Aber was sollten wir da. Keine Arbeit, keine Kultur, kein Theater. Wir sind doch aus Leningrad. Am meisten haben die Freunde gefehlt. Nach drei Jahren haben wir es endlich geschafft. Ich hab schon geglaubt, ich werde sterben in diesem Dorf." (K., Krankenschwester, 50)

5."Boris hört mir überhaupt nicht mehr zu. Früher war er immer nett, er war doch ein guter Schüler. Hier wird er immer frecher und kauft sich extra zerrissene Hosen. Man schämt sich richtig." (F., Rentnerin, 63)

"Das Materielle ist nicht alles. Ich brauche gute Musik, gute Gespräche - das ist es, nicht das Materielle. Aber wer redet schon noch mit mir. Ich lebe doch hier jetzt allein." (G., Rentnerin, 76)

"Ich habe 30 Jahre auf Touristendampfern gearbeitet, die Leute unterhalten. Hier kenne ich niemanden. Bin nur wegen der Enkel hier; aber die haben jetzt ihre eigenen Probleme. Für den Bauch ist es hier gut, aber nicht für die Seele." (V., Rentner, 75)

6."Wir haben eine deutsche Familie kennengelernt, die Juden helfen wollte. Sie haben uns überall herumgezeigt: 'Das sind Juden aus Rußland!' - wie Wundertiere. Geholfen haben sie nicht. Die haben uns jiddische Musik vorgespielt; ihr Sohn singt die Lieder nach: 'A jiddische Mame' und so. Wir haben nicht viel erwartet, aber sie hatten dann nicht mal Zeit, einen Brief für uns zu schreiben. Mein Mann sagt immer: 'Die wollten den Gefüllte Fisch, aber ohne Gräten'."

7."Zeig mir einen, der zu einem deutschen Friseur geht. Sie können nicht richtig reden, und außerdem ist es teurer. Und was sollen sie sich mit denen 'rumärgern oder mit dem Arbeitsamt. Sie arbeiten bei den Leuten, die vor zwanzig Jahren gekommen sind. Die zahlen nicht gut, aber es funktioniert, man verständigt sich. Wenn ich Fisch brauche, gehe ich in den jüdischen Fischladen, wenn ich mich ausheulen will, gehe ich zu Olga, wenn ich Ärger mit der Hausverwaltung habe, komme ich zur Gemeinde. Mein Deutsch ist nicht schlecht, aber wann brauche ich das? Politik interessiert mich nicht. Wenn ich Deutsche kennenlerne, gut, wenn nicht, auch gut. Ich habe meinen Kreis. Ich habe russisches Fernsehen, will ich ausgehen, kann ich das jeden Tag. Hier treten alle irgendwann auf, die ich von früher kenne." A., Friseurin, 36

DIE AUTORIN:

Judith Kessler, Sozialwissenschaftlerin und Redakteurin des Mitgliederzeitung „jüdisches berlin“ der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, ist Verfasserin diverser Studien und Publikationen zu jüdischen und migrationssoziologischen Themen.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 64/65 1999, herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen*

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>